

Ersteinmalig
ausgegeben mit Anhang
der Sonn- und Feiertage.

Bezugspreis
monatlich 60 Pf. frei im Hause,
durch die Post monatlich
1.65 Mark ohne Bestellgeld.

„Die Neue Welt“
(Anhangsbeilage),
monatlich 10 Pfennig.

Schriftleitung:
Berg 49/44, Fernsprecher 288
Sprechstunde: nachtags von
12-1 Uhr mittags.

W O R T S T A T T

Sozialdemokratisches Organ

Kapitulationsgebühr
für den 1. Jahrgang
1.00 Mark, für den 2. Jahrgang
2.00 Mark, für den 3. Jahrgang
3.00 Mark, für den 4. Jahrgang
4.00 Mark, für den 5. Jahrgang
5.00 Mark, für den 6. Jahrgang
6.00 Mark, für den 7. Jahrgang
7.00 Mark, für den 8. Jahrgang
8.00 Mark, für den 9. Jahrgang
9.00 Mark, für den 10. Jahrgang
10.00 Mark.

Anzeigen
für die 1. Seite
10 Pfennig, für die 2. Seite
8 Pfennig, für die 3. Seite
6 Pfennig, für die 4. Seite
4 Pfennig, für die 5. Seite
3 Pfennig, für die 6. Seite
2 Pfennig, für die 7. Seite
1 Pfennig, für die 8. Seite
1 Pfennig, für die 9. Seite
1 Pfennig, für die 10. Seite
1 Pfennig.

Hauptgeschäftsstelle:
Berg 49/44, Fernsprecher 288
Sprechstunde: nachtags von
12-1 Uhr mittags.

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Merseburg, Delitzsch-Bitterfeld, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebnerwerda, Sangerhausen-Eckartsberga und die Mansfelder Kreise.

Del — aufs Feuer!

Aus London, 21. Juli, wird uns geschrieben: Der Marineminister Lloyd George hat in seiner Rede im Unterhaus mit einigen Zahlen bezüglich der Höhe, die der Rüstungswahn in England schon erreicht hat. In der nächsten Zukunft, sagte er, werde England die unergiebigste größte Flottille von Kriegsschiffen in seiner Flotten Geschichte erhalten. Die englische Flotte wird in den nächsten neun Monaten durchschnittlich einen Torpedobootsgrößerer pro Woche erhalten, abgesehen von „einer sehr großen Flottille von U-Booten“. Während der nächsten zwölf Monate werden vier erhalten durchschnittlich einen leichten Kreuzer alle 30 Tage, und — dies ist die allerinteressanteste Tatsache — während der nächsten 18 Monaten werden wir einen Super-Dreadnought vom höchsten möglichen Typus und von den höchsten möglichen Kosten alle 45 Tage erhalten. . . . Der Wachstum der nächsten Flottenmacht wird in demselben Zeitraum erheblich weniger als die Hälfte dieser ungeheuren Veranschlagung betragen.“ So Mr. Churchill, der mit diesen Angaben die Kritiker der tonangebenden Flottenpolitik, denen diese Rüstungen noch nicht genug sind, entkräften wollte. Es sind Zahlen, die sich auch das englische Volk ins Gedächtnis einprägen wird. Es scheint fast, als ob die Millionen des englischen Volkes nichts weiter zu tun hätten, als für die Fertigstellung immer neuer Kriegsschiffe zu sparen.

Sind wir am Ende des Rüstungswahns? Nach der neuesten Rede Churchills möchte es eher scheinen, daß wir eigentlich erst recht am Anfang des richtigen Rüstungswahns sind. Churchill kündigte eine vollständige Umwälzung des gesamten Flottenwesens an, die, wenn sie vollendet ist, in der ganzen Kriegsmarine die Kohlenfeuerung durch Dampfkraft ersetzen wird. Der Erklärung dieser Umwälzung galt der größte Teil der Rede Churchills. Schon sind in aller Eile 5 Schlachtschiffe, 8 Kreuzer und 10 Zerstörer in Bau gesetzt worden. Die ausschließlich zur Verwendung von Del eingerichteten fünf anderen Kriegsschiffe sind übergegangen zur Feuerkraft (sonst wird Del wie ein heiliges Instrument behandelt). Mit begeisterten Worten schilderte Churchill die großen technischen und strategischen Vorteile der Dampfkraft: größere Fahrgeschwindigkeit, geringerer Wasserverbrauch, leichtere Füllung usw. Aber über eine Frage (wichtig für die Flottenminister vollständig aus: Wie wird diese Revolutionierung der Flotte auf die Flottenanlagen und auf das internationale Betrüben zurückwirken?

bildet und mit der Einführung der Dampfkraft sehr viel an Bedeutung verlieren würde. Allerdings steht auf der anderen Seite eine andere Erwägung, die für die englische Regierung wohlwiegend maßgebend war. Alle wichtigsten Delquellen der Welt liegen über See, und England rechnet damit, daß seine Seeherrschaft ihm in kritischen Zeiten ein Monopol dieses Bezugs verschaffen wird. Kontinentale Mächte, die es nicht beherzigen, wären auf die verhältnismäßig sehr mageren Quellen in Galizien, oder höchstens aus Rumänien und dem Ural angewiesen. England legt also alle Karten auf die Behauptung der Seeherrschaft und zeigt damit, daß es entschlossen ist, sich diese auch in Zukunft im jeden Preis zu sichern.

Vielleicht spielt aber auch ein anderes Moment mit. Das Tagesblatt der englischen Arbeiterpartei, der Daily Citizen, brachte einen merkwürdigen Bericht gegen die Verdrängung der Kohle durch das Del. Das Blatt führte aus, daß man bei dieser Umwälzung eines nicht vergessen dürfe, nämlich daß die Gehalts von einer Million britischer Bergarbeiter, mit ihren Familien etwa 5 Millionen Seelen, dabei auf dem Spiele liege. Die englische Flotte, aber auch die Flotten anderer Völker, sind die wichtigsten Abnehmer britischer Kohle, und ihre Verdrängung auf den Kriegsschiffen kann tatsächlich nicht ohne Wirkung auf den Arbeitsmarkt im britischen Bergbau bleiben. Der Daily Citizen verlangt nicht die Verweigerung der Kohle, sondern nur, daß der Staat dafür sorgt, daß die Bergarbeiter, gewissermaßen das Rückgrat des ganzen englischen Volkes, durch die Politik der Admiralität keinen Schaden leiden.

Eines scheint aber der Daily Citizen wie alle anderen merkwaardigerweise vergessen zu haben. Die Bergarbeiter kommen nicht an anderer Stelle bei dieser Frage in Betracht. Wir meinen das Verhalten der Bergarbeiter im Kriegsfalle. In den letzten Jahren hat die Auffassung in der ganzen Arbeiterklasse, insbesondere in England, große Verbreitung gewonnen, daß es neben den Transportarbeitern vor allem an den Bergarbeitern liege, einen Krieg durch die Proklamation eines allgemeinen Streiks zu verhindern, und der vorjährige Generalstreik der britischen Bergarbeiter hat eine schlagende Probe von ihrer organisatorischen Macht geliefert. Sollte nicht auch das bei der Entscheidung der englischen Admiralität, die Kohle mehr und mehr anzufassen, eine Rolle gespielt haben? Ist es nicht möglich, daß die englische Regierung, die sich nicht mehr darauf verlassen kann, daß die englischen Arbeiter ihr im kritischen Augenblick die Mittel zur Kriegsführung liefern, die entlegenen Winkel der Erde aufsucht, wo die organisierte Arbeiterkraft noch keine Macht ist mit der man ernstlich rechnen müßte?

den Verbündeten entstanden sind, werden nur zwischen den Verbündeten ausgetragen werden.

Unter diesen Umständen wird der Wiebieremin Adrianopel für die Türkei ein schöner Traum bleiben.

Die Türkei erklärt Bulgarien den Krieg.
Wien, 22. Juli. Die Wiener Allgemeine Zeitung erklärt aus Konstantinopel: Nach einem langen Ministerkabinett wurde beschlossen, Bulgarien den Krieg zu erklären. Die türkische Armee wurde beauftragt, nicht nur Adrianopel zu besetzen, sondern so rasch als möglich die Grenze zu überschreiten und in bulgarisches Gebiet einzumarschieren.

Die Türken in Adrianopel.
Konstantinopel, 22. Juli. Amtlich wird gemeldet, daß Adrianopel und Kirklisse von den Türken unter Emir Bey besetzt worden sind. Die Besetzung beider Plätze erfolgte sehr schnell. Die Bulgaren leisteten so gut wie keinen Widerstand.

Wien, 22. Juli. Die heutige bulgarische Gesamtheit hat heute folgende Depesche von ihrer Regierung erhalten: Gestern abend erhielten zahlreiche türkische Truppen vor Adrianopel. Die Regierung beschloß, die Stadt den Türken zu übergeben und die schnelle Besetzung zurückzuziehen.

Sofia, 22. Juli. (Melbung des Wiener A. S. Telegr.-Korrespondenz-Bureaus.) Bis Mitternacht war die telegraphische Verbindung mit Adrianopel intakt. Die letzten Nachrichten betrafen, daß der Befehlshaber vor Adrianopel stehenden türkischen Truppen die Bulgaren aufgefordert hat, die Stadt zu übergeben. Heute vormittag wurde die bulgarische Regierung verständigt, daß die Besetzung Adrianopel ohne Widerstand geräumt hat. Die türkischen Gefangenen waren schon früher aus Adrianopel nach Bulgarien geschickt worden.

Die rumänischen Friedensbedingungen.
Bukarest, 23. Juli. Die rumänische Regierung hat an den bulgarischen Minister des Auswärtigen eine Antwort auf die bulgarische Note gerichtet. Sie umfaßt vier Punkte. Der erste lautet genau die strategische Grenze Kurlai-Dobritsch-Balkisch; der zweite erinnert an alle bereits in London im Prinzip beschlossenen Bedingungen, um den Rußwallerischen Sprache, Kultur und nationalen Unterricht zu gewährleisten. Im dritten Punkt erklärt sich Rumänien damit einverstanden, über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Der vierte Punkt besagt, daß die Friedensverhandlungen auf rumänischem Gebiet stattfinden müssen.

Der rumänische Vormarsch eingestakt.
Bukarest, 23. Juli. Die rumänische Armee hat den Befehl erhalten, ihren Vormarsch sofort einzustellen. Der rumänische Generalstab wird über die Mittel und Wege beraten, welche es ermöglichen, Sofia und die bulgarische Armee vorzubereiten, da diesen eine Hungersnot droht.

Bulgarien demobilisiert.
Sofia, 22. Juli. Die bulgarische Regierung hat an ihre Vertreter bei den Großmächten Zirkulare Depeschen gerichtet, worin sie folgendes mitteilt: Trotz aller Maßnahmen, welche die Regierung ergriffen hat, um den Frieden herbeizuführen, dürfte es doch noch geraume Zeit dauern, bis dieser zustande kommt. Es müssen erst die Waffenstillstands- und Rüstungsbedingungen in Reichseligkeit werden und nachher muß der definitive Friedensvertrag in Bukarest abgeschlossen werden. Man nun ihre Loyalität und aufrichtigen Friedenswunsches zu besagen, daß die bulgarische Regierung beschloß, den Waffenstillstand zu unterzeichnen und sofort zu demobilisieren. Gleichzeitig beauftragt die Regierung ihre Gesandten, die Rabinette zu eruchen, daß Schritte eingeleitet werden, um die Einstellung der Feindseligkeiten auf dem gesamten Kriegsschauplatz zu bewirken.

Eine Erklärung der neuen bulgarischen Regierung.
Sofia 22. Juli. Im Parlament wurde eine ministerielle Erklärung verlesen, die in der Hauptsache besagt, die Regierung glaube, daß der beste Weg, die Interessen Bulgariens zu wahren, der sei, mit den zivilisierten Mächten Europas zusammenzugehen. Die Erklärung schließt mit den Worten des Hoffens, daß nur eine lokale Friedenspolitik, die der nationalen Würde des Volkes entspricht, eine zufriedenstellende Lösung der gegenwärtigen schwierigen Probleme bringen könne. Da die Frage Krieg oder Frieden alle anderen Fragen übertrage, werde sich die Regierung entfallen, Erklärungen über die innere Politik abzugeben.

Die Kämpfe dauern fort.
Belgrad, 22. Juli. (Melbung des serbischen Pressebureaus.) Die Entsendung der bulgarischen Unterhändler nach Ploz und Niß und die wiederholten Versuche, in Friedensverhandlungen einzutreten, haben den Lauf der Operationen nicht unterbrochen. Gestern und heute kam es fast auf allen Fronten zu Kämpfen. Gestern abend eröffneten die Bulgaren das Artilleriefeuer gegen unsere rechten Flügel und verurteilten die Stellungen wiederzuerneuern, die sie in einem nördlichen Angriff verloren hatten. Unsere Infanterie und Artillerie erwiderten das Feuer, und der Feind wurde zurückgeschlagen. Die Kämpfe bei drei Balkanpässen waren weniger bedeutend, aber sie deuteten sich über die ganze Linie

Vor dem Waffenstillstande.

Die eingeleiteten Unterhandlungen nehmen einen Verlauf, der erhellen läßt, daß ein Friedensschluß nicht mehr allzu fern ist. Bulgarien wird die Bedingungen der Sieger wohl oder übel annehmen müssen; die serbischen Forderungen begehnen schon jetzt keinem Widerstande mehr. Anders steht es mit den griechischen. Aber hier dürfte es dem Zusammenwirken von Rumänien und Serbien gelingen, sie auf ein annehmbares Maß zurückzuführen. — Eine Gewähr für den bevorstehenden Frieden ist auch dadurch gegeben, daß die rumänische Armee auf Befehl des Königs ihren Vormarsch eingestellt hat. — Die Verhandlungen in Niß werden, der Hoffnung zu Folge, zunächst einen militärischen Charakter tragen. Die diplomatischen Verhandlungen sollen danach in Bukarest oder Sinaia erfolgen, wo die Friedensbedingungen festgelegt werden; die Balkanstaaten haben aber bisher ihre Vertreter noch nicht ernannt.

Diese günstigen Friedensausichten erfahren nur eine Störung durch das Vorgehen der Türken. Zu der Melbung, daß die Türken tatsächlich Adrianopel wieder besetzt haben, kommt die andere, noch überraschendere von der Kriegserklärung der Türkei an Bulgarien.

Mehr als formelle Bedeutung dürfte indes dieser „Kriegserklärung“ nicht zukommen. Abgesehen davon, daß die Mächte die Türkei nicht nach Gutdünken verurteilen lassen werden, findet ihre Haltung angeblich auch nicht die Billigung der Balkanverbündeten.

In Belgrad soll das Auftreten der Türken einen sehr peinlichen Eindruck hervorgerufen haben. Es wird betont, daß die türkische Regierung sich einer Täuschung hingabe, wenn sie glaubt, dadurch bloß zu Bulgarien in einen Gegensatz geraten zu sein. Sie setzt sich vielmehr durch Verlassen des durch die Gesamtheit der Verbündeten geschlossenen Vertrags einem neuen Konflikt mit diesen Staaten aus. — Die Rabinette von Belgrad, Athen, Bukarest und Genie nehmen gegenüber der Absicht der Türkei, Adrianopel und Thrazien wieder zu besetzen, folgenden Standpunkt ein: Die von den Verbündeten eroberten türkischen Gebiete sind die Errungenschaften des Waffenstillstands, und diese werden diese Gebiete bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Die Schwierigkeiten, die zwischen

Daß die Flottenausgaben, Kriegsschiff für Kriegsschiff und Geschwader für Geschwader berechnen, enorm steigen werden, liegt ohne weiteres auf der Hand. Del ist ein unerschwinglich kostspieliges Feuerungsmaterial. Dazu kommt, daß bei der geringen Zahl von erschlossenen Delquellen und der außerordentlichen Bekanntheit des Delkaltens die Gefahr besteht, daß die Delpreise ins unermessliche steigen und die Steuerzahler der Flottenstaaten entsprechend weiter geschädigt werden. Churchill hat denn auch diese Gefahr unumwunden anerkannt und wird von bereits vorerwähnten oder hochschätzigen Gegenmaßnahmen gesprochen. Ob diese wirksam sein werden, bleibt abzuwarten. Zunächst ist nur sicher, daß diese Gegenmaßnahmen ihrerseits selber die Rüstungswahns gewaltig erhöhen werden. Die Admiralität hat den Plan, selber große Delgestelle zu erwerben, um sich von den Kräfte unabhängig zu machen. Dazu gehört, daß sie auch eigene Delcentralisierern gründet und unterhält, schließlich, daß eine ganze Flotte von Kreuzern herbeschafft wird, die diese Delcentralisierern in Kriegszeiten begleiten würden. Das wäre allein schon eine automatische und sich stetig wiederholende Mehrausgabe von Millionen und Abermillionen.

Und das internationale Betrüben? Es ist selbstverständlich, daß die anderen Flottenmächte, vor allem Deutschland, mitmachen müssen, soweit sie nicht schon jetzt einen Anfang mit dieser Rüstungswahns gemacht haben. Die Frage liegt nahe, warum gerade England es so eilig hat, bei dieser Umwälzung die führende Rolle zu übernehmen. England hat schon einmal durch sein Beispiel die Welt zu einer solchen Umwälzung gedrungen, nämlich bei der Einführung des Dreadnought-Typs. Es hat dabei nicht besonders gut abgeschnitten, denn es war zum großen Teil auf die dadurch verursachte rasche Entwertung aller früheren Schiffstypen zurückzuführen, daß Deutschland durch die Anstrengungen eines einzigen Jahres überholt zu einer beschleunigten Flottenmacht werden konnte. Gleichzeitig hatte diese Entwertung älterer Schiffe natürlich sehr viel dazu beigetragen, daß die internationalen Flottenausgaben in dem unwahrscheinlichen Maße wuchsen.

Mit der Einführung der Dampfkraft wird sich dieser Vorgang in potenzierte Weise wiederholen. Es wird nicht lange dauern, so werden die Dreadnoughts und gepanzerten Kreuzer für die Welt so viel Gut und Blut offen müssen, zum alten Eisen geworden werden, weil sie zum Kohlenverbrauch konstruiert sind. Nach einigen Jahren wird das ganze bisherige unselbige Betrüben vergeblich gewesen sein und auf höherer Stufenleiter von neuem beginnen. Daß gerade England diese Entwicklung forciert, scheint auf den ersten Blick um so befremdlicher, als doch gerade sein Reichthum an vorzüglich geeigneter Kohle in unmittelbarer Nähe der englischen Häfen sehr viel zur strategischen Stärke der englischen Flotte beitrug. Ferner muß man an die über die ganze Erde sich erstreckende Rette von britischen Kohlenstationen denken, deren Monopol ein wichtiges Element der englischen Seeherrschaft

Frankreich.

Die Deutung der neuen Gesetzesentwürfe. Die Deputiertenkammer beriet am Dienstag das vom Senat zurückgegebene Budget. Im Laufe der allgemeinen Diskussion erklärte der Sozialist Thomas, daß seine Freunde alle Mittel aufzubringen würden, damit die finanzielle Deutung für das neue Haushaltsjahr in das Budget für 1915 aufgenommen würde. Daraufhin sagte er: Dies ist unsere einzige Garantie. Finanzminister Dumont bestätigte, daß die Regierung stets zur Verfügung der Kammer stehe, um die Deutung nach dem Budget zu besprechen. (Lärm auf der äußersten Linken.) Ministerpräsident Barthou erinnerte daran, daß sie eine Vorlage eingebracht habe, die dahin zielt, die Deutung durch das erworbene Vermögen zu bewirken. Die Vorlage werde zusammen mit den neuen, von der Kommission gemachten Vorschlägen, erörtert werden. Aber die Regierung habe niemals versprochen, sie vor der Zustimmung über das Budget zu erörtern. Und niemand habe sich dem widersetzt. Die Kammer werde die Deutung gleich nach der Zustimmung über das Budget besprechen; denn das Protokoll müsse beendet werden. (Widerstand auf der äußersten Linken und bei einem Teil der Rechten.) Der radikale Deputierte Barthou rief: Die Haltung der Regierung ist zweideutig. Ministerpräsident Barthou erwiderte: Meine Worte sind nicht zweideutig als Ihre Haltung. (Weißl auf dem Zentrum und auf verschiedenen anderen Banken, Lärm auf der äußersten Linken und einem Teile der Rechten.) Barthou entgegnete: Sie können niemandem Zweideutigkeit vorwerfen, da Sie eine Politik der Reaktion treiben. (Weißl auf der äußersten Linken und einem Teile der Rechten.) Der Sozialist Thomas mußte der Regierung vor, daß sie die Schwierigkeiten im Budget nicht löse. Finanzminister Dumont antwortete, die Lage des Staatshaushalts sei günstig. Thomas erklärte: Sie zwingen das Land zu einem Defizit durch Ihre Politik der kolonialen Ausdehnung und durch Ihre hochmütige Politik in Europa. Thomas schlug vor, die neuen Ausgaben dadurch zu decken, daß man in das Finanzgesetz eine gestaffelte Einkommensteuer einfüge. Der Finanzminister sagte, daß diese Einrichtungen nicht vor dem Jahre 1915 Geltung erlangen würden. Man müsse darum zuerst über das Budget 1914 abstimmen und das Gleichgewicht für das Budget 1914 vorbereiten. Die Regierung werde das Budget für 1914 sofort nach der Zustimmung über dasjenige von 1913 einbringen. Der Sozialist Scheu erwiderte: Der Budget-Verwalter hat Reuens versprochen, daß der Bericht in 2 bis 3 Tagen vorgelegt werden würde. Damit war die allgemeine Frage beendet. Das Finanzbudget wurde mit Ausnahme des auf die Liquidation der Kongregationen bezüglichen Kapitels, das auf Jaurès' Verlangen zurückgestellt wurde, angenommen.

Sozialistischer Wahlsieg. Bei der Stichwahl im Wahlkreis von Charolais, der zum Kohlenrevier von Montcaucis-Mines gehört, wurde Genosse M. mit 8014 Stimmen gegen einen progressivsten Grubenbesitzer, der 7181 Stimmen erhielt, gewählt. Der Wahlkreis war bisher sozialistisch vertreten. 1910 war der verstorbene sozialistische Abgeordnete in der Stichwahl mit 7682 gegen 6227 Stimmen gewählt worden.

Ausstellungen auf der Insel Reunion. Zu festigen Zusammenhängen zwischen der Politik und der Bevölkerung ist es anlässlich der Durchführung des Zrennungs-gesetzes zwischen Kirche und Staat auf der Insel Reunion (Indischer Ozean) gekommen. Die Bevölkerung riefte sich vor den Kirchen zusammen und leistete den Genarbenen, die zur Gründung des Kircheninventars schreiten wollten, festigen Widerstand. Die Genarmerie „madrigal von ihrer Waffe Gebrauch“. Drei Demonstrationen wurden geteilt, eine große Anzahl mehr oder weniger schwer verletzt.

Amerika.

Die mexikanischen Wirren beschäftigen am Dienstag den Senat in Washington. Ein Senator verlangte von der Regierung „eine freizügige Politik“ zum Schutze der Amerikaner. Andere Senatoren warnten vor einem übereilten Vorgehen. Stone empfahl die Abwendung einer bewaffneten Wacht nach Mexiko zum Schutze der Amerikaner. Washington, 23. Juli. Das Kanonenboot Weeling ist zum Schutze der Amerikaner nach Frontera in Mexiko beordert worden.

China.

Die Erhebung der Südstaaten. Die Provinz Fujian hat ihre Unabhängigkeit erklärt. Von den 18 chinesischen Provinzen haben sich nunmehr 5 den Rebellen angeschlossen. Die chinesische Regierung hat sich die Marine zu erhalten gewünscht, indem sie die Panzergruppe der 5 Mächte ersuchte, die Garantie für die regelmäßige Zahlung des Soldes an die Marineoffiziere zu übernehmen. Ein General der Südpartei in der Provinz Hainan wurde von seinen Soldaten ermordet, die zur Nordarmee übergangen.

Aus der Partei.

Aus den Organisationen.

Die sozialdemokratische Partei Medlenburgs hat vom letzten Geschäftsjahr ihren Bericht herausgebracht, der sich über neun Monate erstreckt. Die Sozial-

demokratie ist die stärkste Partei in dem immer noch verfallungslosigen Jüterbock. Die langen Zeitergebnisse im Baugewerbe hatten zur Folge, daß Arbeiter nicht in Angriff genommen wurden und die Arbeiterfrage lange arbeitslose Stellen über sich ergehen lassen mußte. Da das Baugewerbe in vielen Orten des Landes die einzige Industrie ist, liegt dieser Zustand den Parteiorganisationen immerhin einen Demutsschub an.

Die Druckerei der Medlenb. Volksgesellschaft ist mit dem 1. Januar d. J. in das Eigentum der Partei übergegangen und in ihrer Selbstständigkeit bedeutend vergrößert worden.

Insgesamt fanden 57 öffentliche Volksversammlungen statt. Außerdem sind vom Landesvorstand 81 Mitgliederbesammlungen und Sitzungen veranstaltet. Ferner haben für die Frauen 43 öffentliche Versammlungen, desgleichen für die Landarbeiter 6 besondere Versammlungen stattgefunden. Zur schriftlichen Agitation wurden 108 000 Volksblätter, 160 000 Flugblätter sowie eine Anzahl Broschüren geliefert, darunter eine speziell für die Frauen. Zum Zwecke der Hausagitation sind den verschiedenen Ortsvereinen Broschüren zur Verfügung gestellt. Für die politische Ausprägung der Landarbeiter sind bei den verschiedenen Gelegenheiten Landarbeiterführer zur Verteilung gelangt. — Die Zahl der Ortsvereine ist 66.

Für das Bildungswesen ist auf Beschluß der Gewerkschafts- und Parteifunktionäre ein Bezirksbildungsausschuß für Medlenburg und Lübeck ins Leben gerufen, der eine leistungsfähige Tätigkeit entfaltet hat.

Die Gewerkschaftsbewegung hat äußerst gute Erfolge erlangen. Das Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaft ist erfreulich gut.

Einen ganz bedeutenden Fortschritt hat auch die Genossenschaftsbewegung gemacht. Obwohl der Wertverlust und die Verringerung auf dem Lande und in den Städten vor ihrem Mittel zurückzuführen, den Aufstieg zu hemmen, ging dieser Aufstieg ruhig vor sich.

Die Zahl der sozialdemokratischen Bürgervertreter in den medlenburgischen Städten beträgt insgesamt 42. Auch in einer Landgemeinde haben wir einen Vertreter. Der Jugendbewegung in Medlenburg wird nach wie vor reges Interesse entgegengebracht. Die Arbeiterfrage hat ihrem jungen Nachwuchs ein neues Umdenken ermöglicht, das von ihr in reichem Maße unterstützt wird.

Aus der Provinz.

Wansfeld. Schnorrerei und kein Ende. Schon seit längerer Zeit kümmern wir in unserem rauchtesten Städtchen für die Erziehung eines Kulturdenkmals. Auch die Stadtväter haben sich schon des öftern mit diesem Thema beschäftigt, ohne jedoch zu einem Entschluß zu kommen; aber seitdem ein Herr Döbler aus Berlin, der ja bekanntlich Ehrenbürger von Wansfeld geworden ist, eine Summe gesammelt hat, scheint die Sache nicht mehr etwas Geld zu ihrem Unternehmen zu fehlen, und so veranlassen sie einfach eine landesgemäße Petition. Sollten sie vor einigen Tagen eine große Anzeige in der Wansfelder Zeitung zu dem Zwecke losgelassen, so würden diese Tage Arbeiter und Einwohnern von Wansfeld ein neues Umdenken gebracht. Wir hätten ja schließlich nichts gegen diese Sammelaktion, aber sie darf doch nicht so betrieben werden, daß auch die Arbeiter dabei belästigt werden. Eines der Kinder bediente sich der Redensart: „Wer nichts gibt, der wird aufgefressen.“ Sollte dem Kinde, eines das mehrschicklich nicht aus eigenem Antrieb geht, etwas ins Ohr gebläht worden sein? Oder sollten bei dem Einmischen bloß diejenigen, die nichts geben, aufgefressen werden, und die Güte der elden Geber verschwiegen werden? Es wäre auch besser, so denn untern Gewandbrümmern über verschiedene Viten vor die Augen gekommen, auf denen nachschliche Parteien unverlässige Stützen von Ironie und Altor und Wäpfer 1. oder 2. Klasse, mit ganzen 20 deutlichen Neigspinnigen „glänzen“. Da sind wir der Meinung, daß, wenn diese Herren so wenig geben, zehn Arbeiterfamilien zulassen noch keinen Mennig geben können. Und wenn die Herren immer der Meinung sind, daß durch den Bau des Denkmals die wirtschaftliche Lage Wansfelds etwas gehoben werden könnte, so sind die Arbeiter der Meinung, daß sie die wenigsten Nutzen davon haben; die Herren, die den Nutzen haben, sollen möglichst auch die Kosten tragen. Arbeiter haben zu derartigen Zwecken keinen Mennig übrig, und sollten wieder aufbringliche Personen mit dieser Artigen kommen, so möchten wir ihnen den Rat geben, wenn einladet die Zeit zu weihen.

Sangerhausen. Unser diesjährige Gemeindefest findet nächsten Sonntag, den 27. Juli, statt. Es wird eingeleitet durch einen Umzug, der sich von der Schweizerhütte aus durch die Hospitalstraße, Mühlstraße, Marktstraße, Kirchstraße, Rietzelstraße nach dem Gewerkschaftshaus bewegt wird. Dasselbst ist durch Konzert und allerlei Vorführungen für Unterhaltung gesorgt. Hoffentlich ist die Beteiligung seitens der Arbeiterklasse eine recht zahlreiche.

Stolberg. Köstlicher Angußfall. Der Landwirt Rohmann aus Straßberg fuhr am Sonnabend mit einem Bekannten im Handwagen die Straße nach Stolberg hinunter. Dabei kam der Wagen ins Rollen. A. stürzte herunter und erlitt eine Gehirnerschütterung. Er wurde sofort in das Stolberger Krankenhaus gebracht, wo er noch an demselben Abend starb.

Preßla. In der Eibeckstrunten ist hier der 18jährige Willi Hochgraber aus Sieglitz. Der junge Mann hatte sich etwas weiter in das Wasser hinausgeragt und muß dann vom Versatztag getroffen sein, denn er versank plötzlich und

kurzte nur als blinde Frauengruppe warfen. Das Unglück geschah vor dem Augen seiner Mutter.

Salma. Größeren Diebstählen, hauptsächlich durch Ehem. am Vorabend der Firma Friedrich ist man jetzt auf die Spur gekommen. Nicht die Gefahr, welche das gefährliche Ehem. am 1. Januar hat ergriffen und der Polizei angezeigt worden, so daß ein unangenehmer Besuch bevorsteht.

Torgau. Eine Bergregierung des Stahlwerks fand insofern statt, daß die bereits im Betriebe befindliche 75 Meter lange Gießhalle um nochmals 75 Meter verlängert wurde, so daß damit gerechnet werden kann, daß die gewöhnlich in dem Betriebe beschäftigte Arbeiterzahl von 160 Köpfen auf einhundertsechzig erhöht werden wird; auch fand eine bedeutende Bergregierung der Maschinenanlage statt. Im Interesse der Arbeiterbewegung ist diese Bergregierung nur zu begrüßen und zu hoffen, daß die jetzigen Organisationsverhältnisse bestehen bleiben. Sind doch im ganzen Betriebe nur wenige Arbeiter vorhanden, die den Weg zur Organisation nicht gefunden haben.

Erfurter. Parteiversammlung. Der Bezirk hielt am Sonnabend eine Mitgliederbesammlungen ab, die erfreulicherweise gut besucht war. Der Genosse Dreßler hielt den vorletzten Vortrag über das Parteiprogramm, der mit Beifall aufgenommen wurde. Sodann wurde der Massenbericht vom 1. Januar dem Redner gegeben und dem Redner Entlastung erteilt. Hierauf wurde vom Genossen Vogel der Bericht vom Kreisstage erstattet, an dem sich eine kleine Debatte schloß. Die Genossen waren mit den Arbeiten des Kreisorgans einverstanden. Am Punkt Persönliches wurden Gemeindefest, Arbeiterbewegung, die Partei, die Arbeit, die Bundestage, die nächste Versammlung wieder in zahlreicher Besetzung, da der Genosse Dreßler seinen letzten Vortrag über das Parteiprogramm hielt.

Aus den Gerichtssälen.

Schöffengericht.

Halle (Saale), den 22. Juli 1913.

Ein Heiratschwinder. Der verheiratete Schlosser Schmeßler lernte Anfang Mai vorigen Jahres auf einer Eisenbahnfahrt zwischen Weitzgerode und Halle eine 27jährige Wirtin kennen. Das Ziel ihrer Reise war anfänglich Leipzig. Er ließ sie in Halle aussteigen und mit ihm in die Stadt zu gehen. Das vertrauensvolle Mädchen, dem er vorgeschrieben hatte, er heiße Rudolf Müller, sei ledig und beabsichtige, sich bald zu verheiraten, ließ sich bereden und ging mit ihm an der Saale spazieren. Die Vertrauenshaft veränderte sich plötzlich zu einem Mißverhältnis mit intimer Verlebung. Er ließ sich fortwährend die Gelder verschaffen halten und hat erzählt, daß sie, wenn sie erst verheiratet seien, sich eine Guttwirtschaft kaufen wollten. Im Sommer vorigen Jahres mußte er eine militärische Lebung machen und schickte ihr von da aus seine Photographie. Die Mißverhältnisse nahmen aber einen anderen Verlauf. Er ließ sich fortwährend in Leipzig, so daß er arg in Verdrängnis geriet; außerdem wurde seine Frau krank und er selbst arbeitslos. In dieser verwerflichen Lage hat er das Mädchen um 40 M. die sie ihm auch ausbezahlt. Inzwischen hatte auch seine Frau von der Saale Kenntnis erhalten; sie zog es deshalb vor, sich von ihm zu trennen. Das betrogene Mädchen konnte von dieser Zeit an von ihrem „Liebhaber“ nichts mehr erfahren. Ein Rudolf Müller war hier nicht aufzufinden, und in dem Mädchen hing die Idee der Verdacht auf, einem Heiratschwinder in die Hände gefallen zu sein. Sie wusch sich aber zu helfen. Des von ihm erhaltenen Geldes bediente sie sich zum Besten ihres kranken Kindes und konnte die Personalien S. S. feststellen werden. In der getriggen Verhandlung spielte der Angeklagte gerade keine ehrenvolle Rolle. Das Mädchen, das sich in seiner Vertrauenshaftigkeit ihm ganz hingegeben hatte, suchte er in möglichst niedriger Weise zu beschuldigen. Das Gericht lehnt aber die Verurteilung von 14 Tagen Gefängnis wegen Betrugs, da er errens gemein gehandelt habe und dann auch nicht den Versuch gemacht habe, die 40 M. wieder zurückzugeben.

Ein teures Schäferschinken. Ein hiesiger Oberlehrer nahm in der Nacht vom 12. zum 13. Juli die Stellnerin Elise seine von ihm mit in ein hiesiges Hotel, um mit ihr zu übernachten. Er hatte bemerkt, daß der Liebhaber im Bett ein großes Geldsummen war, und während er schlief, entwendete ihm einen Hundertmarktschein. Am anderen Tage bemerkte er den Verlust. Ihm schien der Preis für diese Schäferschinken denn doch zu teuer und bemerkt die Polizei. Das Mädchen hatte aber am anderen Morgen das Geld für seine Kinder abgegeben. Er ließ die Polizei ihm nicht das Geld, sondern nur die Kinder bringen konnte, die er auch annahm, um sie wieder zurückzubringen. Das Mädchen gab die Tat an, sie wurde deshalb antragsgemäß zu zwei Wochen Gefängnis wegen Diebstahls und einer bloßen Haft wegen gewerksmäßiger Unsaubere beurteilt.

Nervenschmerzen und Kopfschmerzen.

Sofortige Erleichterung durch ein großartiges Mittel. Ueber Gehirnlebenspflege: In der Hoffnung, daß einige arme Leidende hieraus einen Nutzen für sich ziehen können, gebe ich öffentlich das Mittel bekannt, welches mich von meinen chronischen Nervenschmerzen und meinen unerträglichen Kopfschmerzen befreit. Es besteht aus zwei Tabletten, welche in jeder Packung enthalten sind. Man nimmt am besten zwei Tabletten auf einmal, wodurch augenblickliche Erleichterung eintritt. Eine weitere Tablette fühllich genommen, führt baldige vollkommene Genesung herbei. Es war für mich eine große Überzeugung, Heilung aus so einfache Art und Weise zu finden. Sowie ich weiß, kommt das Mittel verpöndlich von einem berühmten Neurologen. Einige meiner Freunde, welche an Herzleiden, Asthma, Rheumatismus und Anämie litten, sagten mir, daß es ihnen eben so gut geholfen hätte und daß sie nicht mehr ohne dieses Präparat sein möchten. So gebe Ihnen die Versicherung, daß es solche Schmerzen in jedem Falle befreit. Es hat mich bisher nie im Stich gelassen.

Ganz bedeutend

zurückgesetzte Preise

auf alle Saison - Artikel.

Besonders empfehlen: Damen- u. Kinder-Konfektion, Kleiderstoffe, Seidenstoffe, Waschstoffe, Unterröcke, Damen-, Herren- u. Kinder-Wäsche, Schürzen, Handschuhe, Kravatten, Schirme, Strümpfe, Gürtel, Taschen, Damen-, Herren- u. Kinder-Hüte, Gardinen, Teppiche, Tischdecken,

U. LEWIS

Halle (Saale), Marktplatz 2 und 3.

Weisswaren,

Mützen,

Theater-Schals.

Spitzen,

Spitzenstoffe,

Seidenbänder.

In sämtlichen Abteilungen

und noch

grosse Posten

vorhanden, die

auffallend billig

zum Verkauf gelangen.

2427

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.



Nr. 59.



Donnerstag, 24. Juli



1913



„Genosse, ich kann den Brief nicht nehmen . . .“

Skizze aus dem russischen Kerkerleben.

Von Eugen Goldberg.

Der Wind heult. In der kleinen Petroleumlampe flackert die Flamme, züngelt hin und her, biegt sich und beugt sich. Phantastisch tanzt der Schatten des Leeseffels an den runden Wänden der Turmzelle. Auf der harten Britische liege ich festgeheult in meinen Pelz und lausche dem Lied des Windes. In den verrosteten Angeln knarrt das Fenster und ächzt. Die kleine Matte, die mir sonst Gesellschaft leistet, grazios über den Tisch läuft, hin und her huscht, wagt sich heute aus dem Loch nicht heraus. Ganz allein bin ich heute. Starre zur Decke. Lasse müde den Blick über die Wände gleiten. Alles so bekannt. Die Namen an den Wänden. Kommentare der Nachfolger: „Ab nach dem Zuchtstaus zu Smolensk!“, „Gingerichtet in Wilna“. . . Und daneben immer und immer wieder: „Es lebe der Kampf!“. „Es lebe die Revolution“.

Der Wind heult und wieder flackert das Licht in der Lampe, wieder tanzen phantastische Schatten. Immer fester hülle ich mich in den Pelz, den sie mir gelassen haben: Es ist kalt in der Turmzelle. Schon ermüden die Augen und fallen langsam zu. Da plötzlich fahre ich auf. Draußen auf der eisernen Treppe höre ich Schritte und Kettengelirr, Stimmen und Kommandorufe. Sie nahen in der Richtung meiner Zelle. Unter mir verstummen sie. Dampf dröhnend fällt in der unteren Turmzelle die eisenbeschlagene Türe ins Schloß. Wieder Stimmengewirr und stampfende Schritte. Dann wieder Stille.

Nur der Wind heult, der Fensterrahmen knarrt, die Flamme in der Lampe züngelt und flackert, und phantastisch tanzen die Schatten.

Ich lausche angestrengt. In der Zelle unter mir haben sie einen „Neuen“ gebracht. Wer ist es? Ein Fremder, ein Freund? Ein Genosse oder ein Krimineller? Was droht ihm? Der Galgen? Oder bloß Kerker? Ich lausche. Wird er nicht klopfen? Nicht seinen Namen nennen? Nein, es bleibt still. Nur der Wind singt sein Lied.

Ich lege das Ohr an die Wand — alles still. Kein Laut.

Vielleicht weiß er nicht, daß jemand über ihm sitzt. Ich nehme den Metallbecher und kloffe leise an die Wand: ta ta — tatata — tatata — tatata — leise rhythmisch. „Kto wy?“ — „Wer seid Ihr?“ Aber ich komme nicht zu Ende. An der Türe ein leises schleichendes Geräusch. Schnell ist der Wecker versteckt. Ich liege auf dem Rücken, mit verschränkten Armen, mit künstlich gleichgültigem Gesicht. Ich schaue nach dem Guckloch an der Türe. Ein entzündetes trübes Auge richtet seinen Blick auf mich. Ich erwidere den Blick und fühle, wie etwas Feindseliges wider meinen Willen aus meinem Auge spricht. Da wird das Guckloch wieder geschlossen und an Stelle des Auges grinst hinter der kleinen Oeffnung die dunkle Metallplatte.

Nun bin ich wieder allein. Mit dem Klopfen ist es heute nacht zu Ende. Sonst werde ich angezeigt.

Nebrißens scheint der Neue das Klopfen nicht zu verstehen. Morgen muß ich versuchen, ihm das Klopfalphabet zuzustellen. Durch wen? Ich überlege. Denke an verschiedene Kriminelle, die Zutritt zum unteren Korridor haben. Am einfachsten wäre es ja, den Brief durchs Fenster an einem Strick hinabzulassen. Doch das ist gefährlich. Die Posten haben Befehl, zu feuern, sobald sich jemand am Fenster zeigt. Ich werde mit Butkewitsch sprechen. Der hat als Pußer zu allen Zellen unseres Korridors Zutritt. Vielleicht kann er mir helfen. Es eilt ja auch nicht. Morgen wird sich schon ein Weg finden. Ich schließe die Augen und versuche zu schlafen. Lange höre ich noch das Knarren des Fensters, lange höre ich noch das Heulen des

Windes . . . Dann aber allmählich legt sich bleierne Müdigkeit wie ein Keifen um die Stirn und ich schlafe ein . . .

Langsam dreht sich der Schlüssel im Türschloß. Einmal. Zweimal. Knarrend geht die Türe auf. Penetranter Geruch von Dugenden von Paraschas schlägt vom Korridor in die Turmzelle. Ich öffne die Augen. Es dämmert kaum. Gähnend steht der Wärter in der Türe, nestelt am Gurt, steckt den Revolver zurecht. „Guten Morgen.“ „Guten Morgen.“ Klappernd mit den Holzpantoffeln auf dem steinernen Boden, klirrend mit den eisernen Ketten, läuft Butkewitsch, der Korridorpußer, hin und her. „Guten Morgen.“ — „Guten Morgen.“ Er läuft ans Fenster, reißt es auf, und kühlend neigt die frische Morgenluft mir das Gesicht. Ich wende den Kopf zum Fenster, atme in vollen Zügen die Luft ein. Da gewahre ich im fahlen Morgenlicht auf dem Fensterbrett etwas Weißes: einen kleinen Zettel. Schnell sehe ich weg, damit der Wärter nicht der Richtung meines Blickes folgt. Doch er hat nichts gemerkt. Noch immer macht er sich gähnend am Revolver zu schaffen. Wiebez klirren die Ketten und klappern die Pantoffel: Butkewitsch bringt die leere Parascha. Schnell wechseln wir einen Blick des Einverständnisses. Dann nimmt er die leergebrannte Lampe vom Tisch und die Türe fällt dröhnend ins Schloß. Zweimal dreht sich der Schlüssel. Ich bin wieder allein.

Einen Blick aufs Guckloch in der Türe: Nein, niemand. Ich nehme den Zettel vom Fenster. Ich erkenne die Handschrift: ein Genosse vom unteren Korridor schreibt mir: „Genosse! Gestern nacht hat man einen Neuen gebracht. Du kennst ihn nicht. Er sitzt unter dir im Turm. Morgen wird er zur Hinrichtung transportiert. In unserer Zelle sitzen seine Freunde. Sie wollen ihm einen letzten Gruß senden. Jede Verbindung mit seiner Zelle im unteren Korridor ist abgeschnitten. Versuche den beiliegenden Zettel zu ihm zu schaffen. Es sind letzte Abschiedsgrüße. Dank im voraus . . .“

Den ganzen Vormittag gehe ich in meiner Zelle auf und ab und überlege. Unten ist die Verbindung mit ihm abgeschnitten. Es gibt nur ein einziges Mittel: Ich muß ihm den Brief durchs Fenster zustellen . . .

Als ich um 12 Uhr das Mittagessen in Empfang nehme, raune ich Butkewitsch zu: „Das Telephon!“ Er nickt. Eine halbe Stunde später bringt er mir heißes Wasser für den Tee. Der Wärter bleibt in der Türe stehen. Butkewitsch macht sich am Tisch zu schaffen. Der Wärter wird ärgerlich. „Na, wird's bald?“ Da beginnen zwei Kriminelle in dem Korridor Streit. Abfichtlich, um den Wärter abzulenken. Laut hallen die Schimpfworte. Der Wärter geht hinaus. „Wollt ihr wohl Ruhe halten!“ Butkewitsch benutzte den Augenblick, zieht unter seiner Jade ein Bündel hervor, wirft es schnell unter meine Britische, und geht dann auch hinaus. Auf dem Korridor ist es wieder ruhig, der Wärter kommt zurück, läßt seine Blids prüfend durch die Zelle schweifen und geht dann auch hinaus. Die Türe fällt ins Schloß, wieder knarrt zweimal der Schlüssel und wieder bin ich allein. Das „Telephon“ liegt unter der Britische: ein langer Strick aus Fäden von Bettdecken zusammengeseht. Der Zettel ist in einer Spalte der Wand versteckt. Ich muß warten. Ein dreifacher Ring umgibt das Gefängnis. Innen im Hof Gefängniswärter und Feldjäger, draußen, vor der Mauer, Schutzleute. Gerade vor meinem Fenster — ein Feldjäger. Der muß es sehen, wenn ich das „Telephon“ hinablasse. Doch ich habe Glück. Heute abend soll ein Feldjäger auf Wache kommen, der uns heimlich sympathisiert. Der wird schon ein Auge zubrüden. Und die Außenposten werden es nicht so schnell merken. Ich mache alles für den Abend zurecht. Schreibe ein Klopfalphabet mit Erläuterungen, damit der Genosse wenigstens die letzte Nacht mit mir sprechen kann. Vielleicht hat er letzte Wünsche zu übermitteln, letzte Grüße . . .

Es dämmert. Ich hode auf dem Fensterbrett. Im Garten des Gefängnisdirektors, draußen, vor unserer Mauer räkeln

Ich die Schußleute. Innen im Hofe, vor dem Fenster, steht der Feldjäger. Sieht er mich nicht? Will er mich nicht sehen? Ich stecke die Hand zwischen die Gitterstäbe und lasse langsam das „Telephon“ hinab. Unten baumelt der Brief. Nach meiner Berechnung muß er jetzt vor dem Fenster sein. Aber niemand greift danach: das Seil spannt sich nicht. Ich klopfе an die Wand, um den Genossen aufmerksam zu machen. Keine Antwort. Das Telephon baumelt im Winde. Vielleicht kann er es nicht greifen, weil es so hin und her geht. Ich ziehe das Telephon wieder herauf, beschwere es mit dem Metallbecher und lasse es hinab. Gerade gespannt hängt jetzt der Strid. Jetzt muß der Brief vor seinem Fenster sein. Ich klopfе mit dem Fuß auf den Boden, klopfе mit dem schweren Holzschmel. Laut. Er muß es hören. Aber unten bleibt alles still. Keine Hand greift nach dem Brief.

Der Feldjäger wird unruhig. Er winkt mir und macht mir Zeichen. Ich soll aufhören. Ich beachte es nicht. Die Schußleute an der Außenseite haben es auch bemerkt. Laut tönen ihre Stimmen. „Hundesoßn! — mach, daß du fortkommst vom Fenster!“

Jetzt gilt es. Länger kann ich nicht bleiben. Gesehen hat man mich ja doch schon. Ich presse das Gesicht an die Gitterstäbe und rufe: Genosse! Genosse! Warum nehmen Sie den Brief nicht? — „Hundesoßn! Wird's bald! Wir schießen!“ Und schon greifen sie nach den Gewehren. Ich lausche — noch keinen Augenblick, sonst ist's zu spät. Da dringt eine Stimme von unten herauf, stammelnd und klagend, leise und kraftlos, so leise, daß ich das Gehör anstrengen muß, um zu hören: „Genos—se . . . Ich kann . . . den Brief . . . nicht . . . nehmen. Beim Verhör . . . hat man . . . mir . . . beide Arme . . . gebrochen . . . Genosse . . . leb wohl! . . .“ Leise und klagend tönt die Stimme und bricht plötzlich ab.

Ein wütendes Winken des Feldjägers; die Schußleute vor der Mauer haben schon angelegt. Mit einem Ruck reiße ich das Telephon nach oben, lasse mich vom Fensterbrett gleiten, verfluche alles schnell unter der Pritsche.

Es ist höchste Zeit gewesen. Aufgeschreckt vom Lärm, macht der Wärtter auf dem Korridor seine Runde. Und jetzt schaut sein Auge durchs Guckloch. Aber ich liege schon auf meiner Pritsche auf dem Rücken mit verschränkten Armen, und beruhigt geht er weiter . . .

Nachts, als es ganz still ist und draußen vor der Türe regelmäßiges Schnarchen ertönt, stehe ich auf und verbrenne alles: das Klopfsalphabet, die Erläuterungen und die letzten Grüße.

Ruhig züngelt die Flamme zur Lampe heraus, ergreift das Papier und leckt gierig dazu. Ein Häufchen Asche fällt auf den Tisch. Der Wind heult, fährt zwischen den Fensterrahmen hindurch und die Ascheküchlein flattern durch die Zelle: Das Alphabet, die Erläuterungen und die letzten Grüße.

Unten aber steht der, dem sie galten. Am Vorabend seiner Hinrichtung. Mit gebrochenen Armen, und niemand, der ihm ein letztes Abschiedswort sagen könnte.

Der Wind heult. Unruhig flackert die Flamme. Phantastisch tanzen die Schatten. Am Fußboden bewegen sich zitternd die Ascheküchlein.

Ich liege wieder auf der Pritsche. Hütle mich fester in den Fesseln. Fröstle trotzdem. Schließe krampfhaft die Augen, beiße die Zähne zusammen. Im Ohre klingt mir noch immer leise klagend die stammelnde Stimme:

„Ich kann den Brief nicht nehmen, Genosse! Leb wohl!“

Die größte Talsperre Europas.

Dieser Tage ist nach 5jähriger Bauzeit die gewaltige Mähnetalsperre bei Gunne in Westfalen eingeweiht worden. Dieses beachtenswerte Ereignis konnte sich sogar ohne die zunächst in Aussicht gestellte Anwesenheit Wilhelms II. vollziehen. Daß die Einweihung sich im übrigen unter dem gewohnten Brimborium vollzog, wird weiter nicht wundernehmen, nimmt aber auch dem Baumert selbst nichts von seiner Bedeutung. Vorab sei übrigens noch bemerkt, daß es der ausführenden Baufirma Liesenhof in Dortmund möglich war, die Talsperre ein Jahr vor dem vertraglich festgelegten Ablieferungstermin fertig zu stellen. Der Firma ist hierfür eine große Summe als Extravergütung in den Schoß gefallen, an der natürlich die zahlreichen Arbeiter, die die Ansumme von Arbeiten unter den schwierigsten Umständen geleistet haben, natürlich keinerlei Anteil haben.

Die Mähnetalsperre ist eins der bedeutendsten Bauwerke unserer Zeit. Der Stauinhalt beträgt 130 Millionen Kubikmeter. Mit diesem ungeheuren Stauinhalt ist die Sperre

zurzeit die größte Europas, wemgleich sie auch in etlichen Jahren durch die im Bau begriffene Edertalsperre mit 202 Millionen Kubikmetern überholt sein wird. Von der gewaltigen Ausdehnung der Sperre macht man sich erst dann einen Begriff, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Stausee eine Fläche von 1016 Hektar bedeckt. Das Sperrgebiet hat eine Länge von 10,5 Kilometern für das Mähnetal und eine Länge von 5 Kilometern im Hevetal. Das Niederflurgebiet der Mähnetalsperre dehnt sich über 416 Quadratkilometer aus. Durch den Bau der Mähnetalsperre wurden einige Ortschaften vom Boden fortgesetzt, nicht weniger als 143 Gebäude mußten niedergelegt werden.

Die Mähnetalsperre ist von dem Ruhrtalesperreverein erbaut, der sich um den Bau von Talsperren in Westfalen große Verdienste erworben hat. Die neuerbaute Talsperre liegt in dem historischen Gebiet der Talsperren. Unter Mitwirkung des Ruhrtalesperrevereins sind seit dem Jahre 1898 in der Gegend von Lüdenscheid, Schwelm, Haspe, Meisebde, Dahlebrück, Plettenberg und Voime 9 Talsperren, die Heilbeder-Talsperre, die Fuchelbeder-Talsperre, die Hasper-Talsperre, die Werse-Talsperre, die Ennepe-Talsperre, die Gloor-Talsperre, die Henne-Talsperre, die Kubach-Talsperre und die Oester-Talsperre erbaut worden. Der von Jahr zu Jahr zunehmende Wassermangel, namentlich in den Industrie-Großstädten, hat in erster Linie den Gedanken der Errichtung der erwähnten Talsperren aufkommen lassen. Der gesamte Stauinhalt der 9 Talsperren beträgt 32 400 000 Kubikmeter, so daß die Mähnetalsperre allein etwa viermal so groß an Stauinhalt ist, wie die 9 übrigen Talsperren des Ruhrtalesperrevereins.

Zur Durchführung des Baues der Talsperre waren gewaltige Vorarbeiten erforderlich. Die bedeutendste dieser Arbeiten war der Bau der gewaltigen Sperrmauer. Bevor man aber an die Ausführung der Mauer herangehen konnte, mußten sowohl die Mähne, als auch die Hebe durch Umleitungsgraben um die Baustelle geleitet werden. Dann wurde die Sperrmauer errichtet, die eine Länge von 638 Metern, eine Höhe von 46 Metern und eine Stärke von 34,6 Metern an der Sohle aufweist. Bis zur Krone verjüngt sich die Mauer auf 6 Meter Breite. Rund 270 000 Kubikmeter Mauerwerkstoffe sind hierbei verarbeitet. Das Wasser wird bei gefülltem Becken durch einen Ueberlauf von 264 Metern abgeleitet.

Das gewaltige Staubeden der Mähnetalsperre gleicht einem riesigen See. Die Sperre hat die Gestalt einer ungleichschenkeligen Gabel. Die Breite des Sees beträgt rund drei Kilometer. Vier leichte Motorboote vermitteln einmal den Verkehr und dienen zum andern den vielen Besuchern zu einer Rundfahrt über die beiden Seen. Eine solche Fahrt bietet manch reizvolles Bild, das durch den künstlichen See geschaffen ist. Eine große Anzahl Brücken vermitteln den Verkehr über die verschiedenen Arme des Sees. In der Nähe des Dorfes Dohle überquert den See ein großer Viadukt. Dieser Viadukt ist mit einer Länge von 720 Metern zugleich die größte Steinbrücke Deutschlands. Die Herstellungskosten dieser Brücke betragen rund 250 000 Mark. Von der gewaltigen Ausdehnung des Sperrbeckens bekommt man eine Vorstellung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß 8 Stunden darauf vergehen, um den See einmal zu umgehen. Die rund um die Talsperre angelegten Wege erreichen eine Länge von 42 Kilometern. Die Mähnetalsperre ist mit einem Gesamtaufwand von rund 22 Millionen Mark erbaut; auf Grunderwerb fallen hiervon 8 Mill. Mark, die Sperrmauer allein kostet 7 Millionen Mark, für Straßens- und Brückenbauten sind 3 Millionen Mark aufgewandt. Die Kosten scheinen zwar danach sehr hoch, sie betragen aber für das Kubikmeter Stauinhalt nur 16 Pf., wogegen das Kubikmeter sich bei den älteren Talsperren im Durchschnitt auf 38 Pf. stellte.

In erster Linie soll die Mähnetalsperre naturgemäß der Wasserversorgung der großen Industriestädte dienen. Den großen Anforderungen, die in dieser Beziehung die Großstädte des rheinisch-westfälischen Industriebezirks stellen, konnten die Grundwasserwerke nicht mehr genügen; beträgt doch der Wasserverbrauch gegenwärtig 330 Millionen Kubikmeter im Jahre. Den dritten Teil von dieser Menge soll die Mähnetalsperre demnächst allein stauen. Zurzeit zeigt die Scala 42,5 Millionen Kubikmeter. Im Laufe des Sommers wird der Stauinhalt noch 50 Millionen Kubikmeter erreichen. Für die Zukunft erwartet man eine fast zweifache Füllung des Staubeckens, da die durchschnittliche Zuflußmenge jährlich 245 Millionen Kubikmeter betragen soll. Diese ungeheuren Wassermengen sollen aber natürlich auch sonst benützt werden, so zum Betriebe von zahlreichen Triebwerken und zur Gewinnung von elektrischer Energie. Bei gefülltem Becken beträgt das Gefälle etwa 40 Meter. Es wird damit gerechnet, daß man aus dieser Kraft 2100 Pferdekkräfte gewinnt. Diese Gewinnung von elektrischem Strom ist natürlich von großer Bedeutung. Zur Sammlung der elektrischen Energie ist ein besonderes Elektrizitätswerk errichtet, das von dem VerbandsElektrizitätswerk in Bochum betrieben wird.

So werden die gewaltigen Mengen Wassers, die zum großen Teil bisher nutzlos verfließen, in Zukunft planmäßig ge-

fammelt, ökonomisch verwandt und so in hohem Maße der Allgemeinheit nutzbar gemacht. Darin liegt die große Bedeutung der Fallsperren überhaupt und der Wölnhalsperre im besonderen.

Frauenlektüre.

Von Ida Barber (Wien).

Könnte man eine Statistik über unglückliche Ehen liefern, so würde leicht zuzuge treten, wie unsere jungen Mädchen, durch schlechte Romanlektüre beeinflusst, mit ganz falschen Vorstellungen von dem Leben und Wirken der Frau die Ehe eingehen, wie sie sich bald enttäuscht und unglücklich fühlen, nicht als vergötterte Prinzessinnen ein traumhaft schönes Leben führen zu können, sondern als pflichtgetreue Gattinnen zu erstem, energischem Handeln genötigt zu sein. Der Dichter oder Schriftsteller ist in gewissem Sinne Erzieher des Menschengeschlechts; er hat oft einen weittragenden Einfluß auf die kommende Generation, als er sich selbst eingestehen mag. Frauen besonders, in ihrer leichten Empfänglichkeit und schnell entzündenden Begeisterung lassen sich durch das Gelesene eher beeinflussen als die Männer. Sie prüfen einen Roman, der ihnen geboten wird, nicht auf seine Lebenswahrheit und sittliche Vertiefung, sondern finden ihn gut oder schlecht, nach jenem pridefinden Reize, der sie in steter Aufregung erhält, sie gar oft nervös und überspannt macht.

Die Lektüre soll jedoch nicht aufregend, sondern anregend sein, sie soll nicht nervös machen, sondern jene höhere Weise der Empfindung, jenes Erkennen des echten Gemüts- und Geisteslebens anbahnen, das der Frau, will sie ihre Stellung als Gattin und Mutter würdig ausfüllen, unbedingt eigen sein muß. Ein gutes Buch ist ein guter Freund, und — wie man sich von diesem nicht schnell trennt, so ist es auch nicht denkbar, daß eine Leserin gleich nach beendeter Lektüre eines Werkes, sich der eines anderen zuwenden kann. Gestalten und Gedanken, die der Dichter verkörpert hat, sie müssen im Geiste des Lesenden fortleben, und, je nachdem sie positiv oder negativ wirken, einen Einbruch auf das Seelenleben machen. Dies ist jedoch nicht möglich, wenn ein Bild das andere verdrängt, wenn sich die Leserin, wie es oft geschieht, mit dem letzten Bande des Romans gleich den ersten Band des anderen aus der Bibliothek kommen läßt, „damit es ihr nur nicht an Lektüre fehle!“

Ist es möglich, durch Abengänge eines Dichters gehoben zu werden, wenn man täglich einen Band durchliest oder vielmehr durchblättert?

Ob sie sich endlich heiraten oder nicht heiraten, scheint vielen das eigentlich Wichtige. O, ihr armen Poeten, die ihr eure Liefespundenen, oft mit eurem Herzblute geschriebenen Wahrheiten so wenig verstanden seht. Darf man sich angesichts dieser Tatsache wundern, daß leichte Romanlektüre stets guten Absatz findet! Es wäre in unserer Zeit, in der alles liest und viele gar mit einem wahren Heißhunger der neueren Literaturerzeugnisse verschlingen, am Plage, den Geschmack für das wirklich Gute zu beleben; wie der Magen durch schlechte Speisen, die ihm im Ueberfluß zumommen, krankt, so muß auch der ästhetische Sinn wie das moralische Gefühl durch die ihnen zugeführte Nahrung leiden, wenn solche eben nicht geeignet ist, stehend und belebend auf den feischen Organismus einzuwirken.

Wir Frauen verlieren leider viel kostbare Zeit mit dem Lesen leichter Romanlektüre, die, ohne den Geist zu schärfen, Gefühl und Phantasie anregen, den Einklang mit dem wirklichen Leben erschweren. Lernen wir denken, unsere Geisteskräfte üben, gute Werke uns zu eigen machen!

Die Frau, die von sich sagen kann, sie habe in einem Jahre zwei Werke gründlich gelesen, steht sicher höher als die, die wöchentllich ihre zwei Bände liest, und — seien wir aufrichtig — der letzteren gibt es Legion. Nicht verschlingen, sondern verdauen, nicht der persönlichen Schicksale wegen, sondern um die phychologischen Feinheiten eines guten Wertes zu erkennen, lese, oder richtiger, studiere man Romane, und nur solche, die poetischen Wert mit realistischer Lebenswahrheit vereinen.

Der Roman ist aber nicht das einzige literarische Gebiet, das der Frau zugänglich sein soll; populär gehaltene wissenschaftliche Aufsätze, die ihr Anregung zum Denken, zum Weiterstudieren geben, werden jederzeit neben der einfachen Unterhaltungslektüre eine willkommene Abwechslung bieten müssen. Wissenschaftliche Werke, die sonst nur in Gelehrtenstuben zu finden waren, sind jetzt Gemeingut des Volkes geworden; auch uns Frauen ziemt es, Anteil zu nehmen an den Errungenschaften, an dem Bildungswege unserer Zeit; wir können dies aber nur, wenn wir unsere Lektüre den Bestrebungen derselben anpassen, nicht mit geisttörender Romanleserei unsere Zeit vergeuden, sondern stets, um fortlaufend unterrichtet zu bleiben, mit Ernst und Eifer den Ereignissen, den Fortschritten der modernen Wissenschaften folgen. Namentlich ist es die populär gehaltene medizinische Literatur, die sich in den letzten Jahr-

zehnten einer eifrigen Teilnahme seitens des weiblichen Geschlechts erfreut. Die Bücher über Gesundheitslehre, Körperpflege usw. sind zumeist von Frauen mit wachrem Heißhunger verschlungen worden. Wenngleich man in wissenschaftlichen Kreisen die Ansicht vertritt, daß dem Laien und speziell den Frauen die Kenntnis medizinischer Schriften eher Schaden als Nutzen bringe, da sie sich leicht einbilden könnten, jene geheim wirkenden, oft selbst dem Fachmanne schwer bestimmbareren Kräfte zu kennen, so darf man sich doch andererseits der Tatsache nicht verschließen, daß eine gebildete Frau ihrem Hause, ihren Kindern und sich selbst nur dann wirklich nützen kann, wenn sie eine erklärende Einsicht in die Gründe des Naturwaltens besitzt, wenn sie die Ursachen und Wirkungen der Lebensfunktionen richtig zu beurteilen vermag, wenn sie nicht nur die Vorbedingungen zur Erhaltung der Gesundheit, sondern auch die Mittel und Wege kennt, Störungen im Organismus zu vermeiden, bereits eingetretene Störungen abzu schwächen. Ist schon das Studium der Medizin den meisten Frauen (sofern sie nicht Universtitäten besuchen können) erschwert, so sollte man ihnen doch die Lektüre sachwissenschaftlicher Werke in umfassender Weise ermöglichen. Unsere Herren Aerzte haben nicht zu fürchten, in ihrer Praxis geschmäldert zu werden; in wirklich ernsten Fällen wird selbst die belehnte Frau den Rat des Arztes erbiten. Huseland, Bod, Klenke, Niemeier, Ammon, Fürst, Reclam (vor allem auch Simon mit seinem berühmten Buch Gesundheitspflege des Weibes) haben das unstrittige Verdienst, der Frauenwelt einen Einblick in die Gesetze, nach denen sich der Körper aufbaut, entwickelt und kräftigt, gegeben zu haben; sie sind im wahren Sinne Ratgeber der Frauen geworden; ihre Werke sind in Fleisch und Blut der Leserinnen übergegangen und haben dazu beigetragen, Vorurteile und veraltete Lebensgewohnheiten zu beseitigen, die Ergebnisse der abstrakten Wissenschaften in das konkrete Leben einzubürgern.

Von gleich hohem Werte für Frauenlektüre sind die populär-wissenschaftlichen Werke über Chemie und Physik. Die Werte unserer Meister sind heutzutage sicher im Bücherkranz jeder gebildeten deutschen Frau vertreten, sie sind ein Segen für jedes Haus, in dem sie Eingang gefunden. Die Frau, die da weiß, daß die Küche ihr Laboratorium ist, in dem sich die ewigen Naturgesetze, die da draußen im großen wie hier im Kleinen zur Geltung kommen, abspiegeln, wird keinen Küchenvorgang mehr uninteressant finden; was ihr ehemals nutzlos und geringfügig erschien, wird ihr Interesse erregen, wenn sie das Wie und Warum richtig erkannt hat, sie wird mit Hilfe jener Werke die richtige wirtschaftliche Aufgabe erfassen lernen:

Sparen, ohne zu entbehren, Genießen, ohne zu verschwendung.

Der literarische Markt bietet so vielseitig Neues, das uns Frauen gar nicht zu Gesicht kommt. Wir gehen wohl in die Modegeschäfte, uns nach den neuesten Pariser Capricen zu erkundigen, viel seltener in die Buchhandlungen, um zu erfahren, was denn unsere Ritter vom Geiste neues gewirkt und geschaffen. Die Leihbibliothek macht das Gros selbst der vermögenden Frauen mit den neueren Schätzen unserer Literatur bekannt; abgelesene Exemplare wandern von Haus zu Haus, von Hand zu Hand — dieselbe Dame, die heute 300 Mk. für eine Toilette auszulegen imstande ist, vermag es nicht über sich zu gewinnen, drei Gulden für ein neu erschienenes Buch auszugeben, das sie mit dem Gedankenreichtum eines bedeutenden Mannes bekannt machen, ihr manche angenehme Stunde bereiten würde. Wir deutschen Frauen sind in dieser Beziehung unendlich kleinlich. In England und Frankreich gehört es zum guten Tone, neue Literaturerzeugnisse anzukaufen, sie als liebe Hausgenossen zu betrachten, von denen man sich, nachdem man einmal ihre Bekanntheit gemacht hat, nicht trennen mag.

Das ist ein schöner aristokratischer Brauch, der bei den deutschen Frauen Nachahmung verdient; ihre Bildung und Geschmadsrichtung würde sich sicherllich veredeln, wenn sie darauf Wert legen wollten, gute Werke nicht nur zu kennen, sondern auch zu besitzen. Ein gutes Buch ist ein guter Freund, von dessen Umgang man stets lernen, dem man stets neue Seiten, neue Vorzüge abgewinnen kann.

Frauen, die verstehen, sich eine gute Lektüre zu verschaffen, die ihr Denken, Fühlen und Wollen gleichmäßig anspornen, haben damit ein Stück geistiger Gesundheit errungen, das auch der körperlichen guttatten kommt.

Kleines Feuilleton.

Eine Fahrt durch das verwöhnte Mazedonien.

Die kriegführenden Balkanstaaten überboten sich gegenseitig in telegraphischen Meldungen, in denen sie einander der fruchtbarsten Greuelthaten bezichtigten. Wie parteilich diese Nachrichten auch ausgelegt sein mögen, ungewisselhaft an ihnen ist leider die Tatsache, daß das unglückliche, seit Jahrzehnten von Word, Gewalttat und Wandenkriegen so schwer heimgesuchte mazedonische Land in den letzten Tagen der Schauplatz grauenvoller



Ausbreitungen des Völkerrichts gewesen ist. N. Larco, der auf den Kriegsschauplatz entsandte Korrespondent des Corriere della Sera, hat jetzt eine Fahrt durch das verwüstete Plasendonien unternommen, ist von Saloniki über Doiran bis nach Strumnika, dem heutigen griechischen Hauptquartier, geeilt; und überall auf dem Wege empfingen ihn die furchtbaren Spuren von Gewalttätigkeiten, von Feuer, Tod und Vernichtung. Das beginnt schon kurz nach Saloniki, und je weiter man in das schwer heimge suchte Land vordringt, um so entsetzlicher wird die Sprache der Tatsachen. Die meisten Häuser sind zerstört, wo nicht die Geschütze ihr Vernichtungswerk vollendeten, walteten die Flammen, und nur die rauchgeschwärzten Ueberreste von Mauern erzählen noch davon, daß hier einst die Heimstätten friedlicher Menschen waren. „Selbst die wenigen nicht zerstörten Häuser tragen die Spuren von der Vernichtungsarbeit der Flammen. Weiße Ritze gähnen in den Mauern, überall fehlen die Türen, die Fenster sind verlohrt oder zerschlagen, und jedes einzelne Haus gewährt einen unheimlichen, abschreckenden Eindruck mit seinen leeren, schwarzen Oeffnungen. Hin und wieder sieht man dann auf Straßen und Feldern Frauen, Kinder und Bauern, die umherirren und die Städte suchen, die einst ihr Heim war. Der Anblick dieser Leute ist erschütternd, sie irren über die Felser und völlig ratlos beginnen sie schließlich mechanisch irgend etwas zu tun, mähen Gras für Haustiere, die nicht mehr da sind, oder sie stehen vor leer gebrannten Häusern und schweigen.“ Sein Weg führte Larco dann über das verlassene Schlachtfeld von Kilkitsch: eine einzige weite Stätte des Grauens. Noch sieht man zwischen Feldern und Wiesen die schwarzen Streifen aufgeworfener Erdbügel: die Schützengraben und Verschanzungen. Im weiten Umkreise ist die Erde zerfetzt und von Granaten aufgerissen, die Geschosse haben Hügel getürmt und Gruben gegraben, wie erloschene Krater anzuschauen. Und über all dem ein wirres, buntes Chaos von unzähligen Gegenständen, ein wahrer Basar des Todes. Was Menschen tragen oder gebrauchen, alles, alles findet man hier, Papiersäcken und Notizbücher, Hemden, Kleidungsstücke, Uniformabzeichen, Sädel, Flaschen, Töpfe, Kissen und Lächer, ja sogar Spielarten. Und zwischen all dem liegt noch der Same, der diese trostlose Ernte reifen ließ, Geschosse und Geschosssplitter. Die Richtung des Rückzuges, der Weg der Flucht hebt sich deutlich ab: er ist von Schutzwert besät, von Stiefeln und Strümpfen, die die Flüchtenden abstreifen und liegen liegen. Aber das Bild der Vermüstung endet nicht mit dem Schlachtfelde, es setzt sich fort nach allen Seiten. Stundenlang kann man der Rückzugslinie folgen, und überall stößt man auf menschenleere, niedergebrannte Dörfer, selbst Felser und Bäume wurden den Flammen ausgeliefert. Und das fest sich fort, Meile um Meile, Landschaft um Landschaft, bis hinauf gegen Strumnika. Hier, in dem weißen Städtchen mit den roten Dächern, suchen die Flüchtenden Agh, Frauen, Kinder und Greise mit kleinen Handfarnen oder Eseln, und man scheut sich, diesen jetzt heimatlos und besitzlos gewordenen Menschen ins Auge zu schauen, denn auf allen Mienen liegt der gleiche Ausdruck dumpf, trostloser Verzweiflung, von der der Fremde weiß, er kann sie nicht lindern . . .

Ein Land, das seine Bevölkerung ständig vermindert,

ist Irland. Seine Bevölkerungsbewegung zeigte im Laufe der letzten 90 Jahre folgendes Bild:

	1821	1841	1881	1901	1911
Männer	3 341 926	4 041 049	2 533 277	2 200 040	2 192 048
Frauen	3 459 901	4 155 548	2 641 559	2 258 735	2 198 171
zusammen	6 801 827	8 196 597	5 174 836	4 458 775	4 390 219

Das Jahr 1841 ist dasjenige mit dem höchsten irischen Zensus. Seitdem hat ein dauernder Abstieg stattgefunden, so daß 1911 nicht viel mehr als halb so viel Leute in Irland lebten als in jenem Jahre. Die unglücklichen politischen und landwirtschaftlichen Zustände der „grünen Insel“, der Druck der englischen Nachthaber, der auf ihr lastet, haben diese im Leben der modernen Völker einzig dastehende Entwicklung verschuldet. Ein Unikum dürfte auch die Tatsache bilden, daß die Zahl der leerstehenden Häuser in Irland ständig wächst. Sie beträgt jetzt 861 879, das ist 3717 mehr als vor 10 Jahren. Uebrigens beruht die Volksverminderung in Irland ausschließlich auf Abwanderung. Die Zahl der jährlichen Geburten übertrifft die der Sterbefälle immer noch um 6,2 pro 1000 Einwohner, was zwar gegenüber einem Geburtenüberschuß von 11,4 und 10,5 in England und Schottland eine langsamere Zunahme der Bevölkerung, aber doch noch eine Zunahme bedeuten würde. Die starke Auswanderung verschlingt nicht nur diesen Ueberschuß, sondern führt auch, wie obige Zahlen beweisen, zu einer recht rapiden Entvölkerung des Landes. Die bisher gemachten staatlichen und genossenschaftlichen Versuche, einen gesunden Kleinbauernstamm von neuem zu schaffen, haben nur insofern Erfolg gehabt, als sie das Tempo der Abnahme etwas verlangsamt haben.

Die Tropenfähigkeit der Blonden und Brünetten.

Bislang war man der Ansicht, daß schon das Äußere der Menschen sie für ein bestimmtes Klima prädestiniere, denn die dunkle Farbe der Südländer wie das helle Blond der Nordländer wurde mit Recht nicht als etwas nur Äußerliches angesehen. Denn es gilt als erwiesen, daß die Blonden zartere Schleimhäute als die Brünetten haben und daher Erkältungen und ihren Folgen stärker ausgefetzt sind. Bei der ungeheuren Wichtigkeit der Frage, ob auch blonde Menschen das gefährliche Tropenklima vertragen können, die für uns durch die Neu-erwerbung unserer famosen „Kompensationen am Kongo“ jetzt wieder akut ist, sind die Untersuchungen sehr wertvoll und dankenswert, die Major Chamberlain, der Leiter der Behörde für das Studium der Tropenkrankheiten auf den Philippinen, angestellt hat. Ausgehend davon, daß die Frage noch nicht geklärt sei, welche Eigenschaften des tropischen Klimas dem Europäer so gefährlich werden: ob die gesteigerte Temperatur, der größere Gehalt des Sonnenlichts an ultravioletten Strahlen, das Uebermaß an Feuchtigkeit, schlechtes Trinkwasser, un-geeignete Nahrung oder endlich die Gefahr der Krankheits-erbreitung durch Insekten, hat er auf rein empirischem Wege seine Untersuchungen gemacht. Das ist um so dankenswerter, weil hierdurch auch das psychologische Moment berücksichtigt wird, das darin liegt, welche Art von Menschen die völlige Ue-ber von den Gewohnheiten der Heimat und die Trennung von Angehörigen und Freunden besser erträgt. Major Chamberlain hat je 500 Blonde und Brünette von ausgeprägtem Typ ausgewählt und eingehende Erhebungen über ihren Gesundheitszustand in der Heimat und im tropischen Klima an-gestellt. Dabei hat sich denn herausgestellt, daß ein nennens-wertiger Unterschied für Tropenfähigkeit bei den Blondem und Brünetten nicht besteht. Als wesentliches Ergebnis hat er gefunden, daß die Hauptsache für Verwendung in den Tropen die Gesundheit des ganzen Körpers und ein nach den Grund-sätzen der Tropenhygiene geregeltes Leben für den Europäer bilden. Das ist für uns Deutsche wichtig — auch für die Männer, deren Herz nun einmal unweigerlich dem blonden Typ gehört.

Humor und Satire.

Zur Jubiläumsfeier wird von der Studentenschaft ein groß- artiger Fadelzug veranstaltet. Natürlich zieht man auch an der Universität vorbei, um der Alma mater seine Huldigung darzubringen. Köstlicher Fadelschein, bunte Farben, festliche Aufregung! Da ertönt plötzlich aus den Reihen einer beson- ders prächtig einhersehreitenden Verbindung eine Stimme: „Du, Adolf, warst du schon mal so nah an der Universität?!“

Der Rekrut Huber der 5. Kompagnie in einem Münchener Regiment erhält von seiner Mutter einen Brief mit der An- frage, warum er keine Photographie nach Hause schicke. Prompt und wahrheitsgetreu schreibt er zurück: „Es war mir noch nicht möglich, ein freundliches Gesicht zu machen, vor lauter Lust, Soldat zu sein.“

Der Alm-Kaffeead. Sannerin: „Seitdem das Kaffee- geschäft da heroben so gut geht, wer'n meine Strümpf gar nimmer trocken!“

Im Seebad. „Heut morgen gucke ich durch ein Astloch in die Damenabteilung. Und was seh' ich? Ein Auge.“

Der Patriot. „Woher wissen Sie denn, daß Ihr künftiger Schwiegervater Geld hat?“ — „Er schimpft auf die neue Wehr- vorlage!“ (Jugend.)

Deutscher Sommer.

Gott hat uns dieses Los gegeben,
So unterm Regenschirm zu leben.
Wir fragen Neuzend: Inwiefern
Gibt es noch Sonne, Mond und Stern?

Man horcht hinaus — jawohl, es plätschert,
Die grünen Höhen sind bergleisehert,
Wo früher Feld und Wiese stand,
Ist jetzt ein Sumpf das ganze Land.

Die Heiligen, sie werden wissen,
Weßhalb sie auf Deutschland pissen.
Die Allmacht hat schon ihren Zweck
Wir sehen ihn bloß nicht — im Dred.

Und ist es besser bei den andern,
Dann proponier' ich auszuwandern.
Die Merikalen läßt man hie,
Wenn Gott will, erkaufen sie.

(Peter Schlemihl im Simplizissimus.)